

Rezension

Autor(en): **Brunold-Bigler, Ursula / Wenneker, Erich / Trapp, Werner**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Bündner Monatsblatt : Zeitschrift für Bündner Geschichte, Landeskunde und Baukultur**

Band (Jahr): - **(1998)**

Heft 3

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

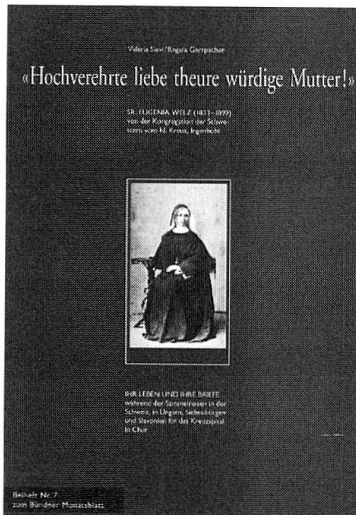
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Rezension



Valeria Sievi und Regula Gerspacher

«Hochverehrte liebe theure würdige Mutter!»

Sr. Eugenia Welz (1833–1899) von der Kongregation der Schwestern vom hl. Kreuz, Ingenbohl. Ihr Leben und ihre Briefe während der Sammelreisen in der Schweiz, in Ungarn, Siebenbürgen und Slavonien für das Kreuzspital in Chur.

Beiheft Nr. 7 zum Bündner Monatsblatt, Chur 1997.

264 Seiten, broschiert. Fr. 32.–

«Habent sua fata libelli.» Das vorliegende Buch verdankt seine Qualität den Wohltaten zweier glückbringender Feen oder weniger poetisch ausgedrückt: Die Zusammenarbeit der zwei sich ergänzenden Herausgeberinnen Valeria Sievi und Regula Gerspacher darf als ideal bezeichnet werden.

Valeria Sievi, reich an Lebenserfahrung, wozu immer auch die Wertschätzung von Familienerzählungen gehört – die Familie ist und bleibt ein zentraler Umschlagplatz von Geschichten –, erinnert sich an eine herausragende Gestalt in der «bescheidenen Ahnenreihe»: Eugenia (Margaretha) Welz (1833–1899), Schwester der Kongregation vom hl. Kreuz in Ingenbohl und Vorsteherin des Kreuzspitals in Chur. Margaretha Welz wurde als Tochter des Zimmermanns Johann Anton Welz (1784–1873) und der Anna Barbara Cresta (1797–1836) in Reichenau geboren. Der Ehe entstammten elf Kinder. Anna Katharina, eine von Margarethas Schwestern, besuchte die Mädchenschule im Schloss Rhäzüns, die von einer Schwesterngemeinschaft des Kapuzinerpaters Theodosius Florentini (1806–1865) geleitet wurde. Der gern gesehene Gast im Hause Welz wusste sehr wohl, in welchem sozialen Umfeld genau jene «geistlichen Töchter» zu finden waren, die seine Visionen einer zugleich ökonomisch erstarkten und religiös-moralisch gehobenen Gesellschaft verwirklichen konnten. Die Schwestern seiner Kongregationen kamen meist aus ländlichen, kinderreichen Familien. Die Töchter der «Kleinen Leute» waren seit früher Kindheit an absoluten Gehorsam gegenüber Autoritäten sowie an feste Pflichten und Verantwortung für andere gewöhnt. Darüber hinaus verfügten sie schon als Mädchen über ein gerütteltes Mass an Organisations- und Improvisa-

tionstalent. 1853 trat Margaretha Welz bei den Barmherzigen Schwestern in Chur ins Noviziat, 1855 legte sie ihre Profess ab – im Gründungsjahr des Kreuzspitals an der Gäuggelistrasse. Sie erhielt den Namen Eugenia und wirkte als Krankenschwester – ein Beruf, den sie sehr liebte. 1864 wurde Schwester Eugenia zur Vorsteherin des Kreuzspitals ernannt, wo sie fast 35 Jahre bis zu ihrem Tod das verantwortungsvolle Amt in völliger Selbsthingabe versah. Doch wie kommt es konkret dazu, dass die bislang unter den Scheffel der Geschichte gestellten Jahre 1856–1863 dieses Frauenlebens heute endlich leuchten können?

Unter sorgfältig verwahrten Familienpapieren findet Valeria Sievi Photographien der Klosterfrau Eugenia, aus denen eine rigorose Disziplinierung, eine innige Verbundenheit mit ihrer Oberin und «geistlichen Mutter» Maria Theresia Scherer (1825–1888, 1995 seliggesprochen), aber auch Selbstbewusstsein und feiner Schalk zu lesen sind. Eine komplexe Persönlichkeit, deren Ausstrahlung Valeria Sievi so sehr in den Bann zu ziehen vermag, dass sie sich im Archiv der Kreuzschwestern in Ingenbohl auf Spurensuche begibt – und fündig wird!

Schwester Eugenia Welz hat aus den Jahren 1856–1863 die stattliche Anzahl von 82 an Mutter Maria Theresia Scherer gerichtete Briefe (die Antworten der Generaloberin sind nicht mehr vorhanden) hinterlassen. Die bisher völlig unbekanntes und hier ungekürzt und sprachlich ungeschönt wiedergegebenen Briefe schrieb Schwester Eugenia als eine Art finanzielle und spirituelle Rechenschaftsberichte während ihrer mit einer Begleitschwester getätigten Sammelreisen durch die Schweiz, vor allem aber durch Länder der Donaumonarchie: Ungarn, Siebenbürgen, Slavonien. Vornehmlicher Zweck des unermüdlichen Geldsammelns bei allen Schichten der Bevölkerung war die finanzielle Sanierung des Kreuzspitals in Chur und anderer hochverschuldeter Werke des «Sozialapostels» Theodosius Florentini. Zugleich betrachteten die Schwestern sich als Botschafterinnen der geistlichen und sozialen Reformen des Gründervaters ihrer Kongregation, die auch im Ausland Fuss fassen sollte.

Weshalb gestaltet sich die Lektüre dieser in einem etwas unbeholfenen Deutsch verfassten Briefe dennoch so spannend? Es ist die mutige Bewältigung eines von Sorgen und Bedrängnissen – geistlichen und materiellen – gezeichneten Alltags. Da sind einmal die permanenten Ängste dieser willensstarken Frau, die «hl. Regel» verletzt und den Vorgesetzten keinen Gehorsam geleistet zu haben, die Einsamkeit ohne die Schwesterngemeinschaft und die geliebte «geistliche Mutter», die fremde Sprache, die fremde Kultur. Dazu gesellt sich der Kampf gegen die Unbill der Witterung, gegen Kälte, Nässe, Dreck und Ungeziefer und die damit verbundene Angst, trotz der an und für sich robusten Gesundheit, in der Fremde zu erkranken und somit der Kongregation zur Last zu fallen.

Regula Gerspacher, die im Fach Europäische Volksliteratur (Universität Zürich) eine Lizentiatsarbeit über den von Pater Theodosius Florentini gegründeten «Ingenbohler Büchervereins» verfasst hat, verknüpft nun diesen aussergewöhnlichen Schwestern-Alltag in einem kenntnisreichen Anmerkungsapparat zu den Briefen und in einer kompetenten Einführung mit der katholischen Kirchengeschichte, der Mentalitätenforschung und einer jeder ahistorischen Verklärung abholden Frauengeschichte.

Ursula Brunold-Bigler

Rezeption



David Cranz

Reise durch Graubünden im Jahre 1757

Ein Zeugnis aus der Geschichte der Herrnhuter in der Schweiz mit historischen und biographischen Erläuterungen herausgegeben von Holger-Finze-Michaelsen.

Zürich: Theol. Verlag 1996,
200 S., Fr. 58.–

Der als Kenner der Herrnhuter in Graubünden ausgewiesene Schierser Pfarrer Holger Finze-Michaelsen legt mit dem Reisebericht des aus Pommern stammenden Theologen David Cranz (1723–1777) ein interessantes Dokument zur Kirchen- und Kulturgeschichte des Freistaates Gemeiner Drei Bünde in der Mitte des 18. Jahrhunderts vor. Das Originalmanuskript wird im Archiv der Brüder-Unität in Herrnhut aufbewahrt. Es wurde bereits vom Bündner Kulturhistoriker Johann Andreas von Sprecher für seine Forschungen im 19. Jahrhundert benutzt. Ein Auszug des Manuskripts war im Jahre 1913 veröffentlicht worden und wurde teilweise in der Bündner Literatur berücksichtigt. Die vorliegende Fassung ist jedoch die erste vollständige, im Druck erschienene, Ausgabe. Neben der eigentlichen Textausgabe hat der Herausgeber eine Einleitung mit dem Titel «*Zinzendorf; Cranz und <die Sache des Heilands> in Graubünden*» geschrieben, die es auch dem Nichtkenner der reformierten, kirchlichen Verhältnisse im 18. Jahrhundert ermöglicht, den Bericht von Cranz einzuordnen. Einen Einblick in das Leben von David Cranz als Reisender im Auftrag der Brüdergemeine gibt das sich dem Reisebericht anschliessende Lebensbild. Ein Verzeichnis der von Cranz veröffentlichten Schriften, sowie ein umfangreiches Literaturverzeichnis, und ein Orts- und Personenregister vervollständigen den Band.

David Cranz reiste im Auftrag der in Herrnhut ansässigen Brüdergemeine, und dieses prägte seine Sichtweise in ganz erheblicher Weise. Seit 1745 hatten sogenannte Diaspora-Arbeiter der Brüdergemeine Graubünden besucht, um die dort lebenden Herrnhuterfreunde in ihrem Wirken zu unterstützen. Cranz greift auf diese Erfahrungen zurück

und sicherlich haben auch die nach ihm nach Graubünden gereisten Diaspora-Arbeiter auf seine zurückgegriffen. Um nicht sofort als Herrnhuter erkannt zu haben, gab er sich als Geistlicher aus, der in St. Moritz eine Kur absolvieren wolle. Diese Reise schildert sein «Reise-Diarium» aus dem Jahre 1757. Es enthält auch Angaben zu Land und Leuten, zu politischen und geographischen Verhältnissen. Diese sind meist knapp, aber durchaus präzise. Grössere Beachtung finden bei ihm die kirchlichen Verhältnisse, d. h. die Verhältnisse in der evangelisch-rätischen Kirche. Bei den meisten seiner Besuche in den Dörfern besuchte Cranz die Pfarrer und versuchte mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Er nahm an der Synode in Filisur teil und zog von dort über den Albulapass ins Engadin. Über Silvaplana ging er nach Bondo, wo er den Pfarrer Gian Battista Frizzoni besuchte. Über Zuoz, S-chanf und Zernez ging es dann weiter über den Flüelapass nach Davos und ins Prättigau. Cranz war ein scharfer Beobachter. In seinen Augen waren die meisten Bündner Pfarrer zwar witzig, scharfsinnig und von guten Einsichten, ihre Ausbildung hingegen altmodisch. So mancher Pfarrer ergab in seinen Augen kein gutes Bild, wenn er sich kaum von einem Bauern unterschied. Besonders geschildert werden die Pfarrer und Laien, die mit der Herrnhuter Brüdergemeine in Verbindung standen, die sogenannten Herrnhuterfreunde. Da sein Reisebericht sicherlich späteren Reisenden aus der Brüdergemeine als Hilfe für ihre Kontakte dienen sollte, ist dieses verständlich. So enthält sein Bericht auch eine Aufstellung über die Herrnhuterfreunde unter den Pfarrern, die insgesamt 29 Namen enthält. Nicht alle hatte Cranz besucht, aber mit den meisten von ihnen doch gesprochen. Eine besondere Beziehung entwickelte sich zwischen Cranz und dem Pfarrer Gian Battista Frizzoni in Bondo. Mit ihm ging der Vertreter der Brüdergemeine sogar auf Gamsjagd, wovon er ausführlich berichtet. Cranz berichtet auch von seinen Gesprächen, die er mit nichtgeistlichen Herrnhuterfreunden geführt hat. Insgesamt entsprachen die Herrnhuterfreunde nicht immer dem Wunsch von Cranz. Sie waren zwar durchaus bereit, sich für die Angelegenheit der Brüdergemeine stark zu machen, oftmals kann man aus der Schilderung jedoch heraushören, dass es vielem mangelte, so beispielsweise an der Gemeinschaft zwischen den Freunden der Gemeine, an Pastoralkonferenzen, an der Verbreitung des Schrifttums der Brüdergemeine und noch an so manchem anderem. So suchte Cranz auch nach weiteren Möglichkeiten zur Unterstützung der Arbeit. Am wirkungsvollsten erschien es ihm, in Graubünden einen Stützpunkt zu gründen, indem die Gemeine oder ein zuverlässiger Bruder Grund und Boden kaufen sollte. Besonders das Schloss Rietberg schien Cranz für einen solchen Stützpunkt für geeignet angesehen zu haben.

Cranz Reisebericht ist eine sehr anschauliche Schilderung über Graubünden im Jahre 1757. Zwar ist er kein Reisebericht im klassischen

Sinne, indem über Land und Leute berichtet wird und in dessen Mittelpunkt die Schönheit der Natur und die Sitten und Bräuche der Menschen stehen, aber er enthält eine Fülle von Angaben und Beobachtungen für diese Zeit. Manches was einheimischen Beobachtern nicht auffällt, weil es fast selbstverständlich war, findet bei Cranz seine Erwähnung. Selbst wenn vor allem die kirchlichen Verhältnisse und vor allem die Freunde der Herrnhuter im Mittelpunkt seines Interesses stehen, ist Cranz Bericht eine wichtige Ergänzung zu anderen Berichten über Graubünden in der Mitte des 18. Jahrhunderts. Es ist dem Herausgeber für seine mühevollen Arbeit, für seine fachlich hervorragende Kommentierung und für die zahlreichen Zusatzinformationen zu danken, die das positive Bild dieses Werkes noch abrunden.

Erich Wenneker

Rezension



John W. Cole, Eric R. Wolf

Die unsichtbare Grenze

Ethnizität und Ökologie in einem Alpental. Folio Verlag Wien-Bozen 1995, 439 Seiten mit zahlreichen Abbildungen, DM 59.– / SFr. 56.–.

In den 60er Jahren haben zwei Amerikaner die Erforschung alpiner Kultur und Geschichte um gänzlich neue Perspektiven bereichert: John W. Cole und Eric R. Wolf zählten zu den ersten, die am Beispiel zweier Gebirgsdörfer in den italienischen Alpen eine Synthese von kulturalanthropologischer Feldforschung und moderner Sozialgeschichte versucht haben. Etliche Jahre verbrachten sie in einer gottverlassenen Gegend, die kaum ein Tourist je betreten hatte. Sie halfen den Bauern bei der Arbeit, spielten Karten in der Dorfkneipe und waren dabei, wenn es bei einem Almfest Polenta, Hauswürste und Rotwein gab. Am Ende kannten sie jeden persönlich, hatten zahllose informelle Gespräche und formale Interviews durchgeführt und darüber hinaus jede erreichbare schriftliche Quelle studiert. Ihr Untersuchungsgebiet, der obere Nonsberg, ein Gebirgsplateau südlich von Meran und westlich von Bozen, zeichnete sich aus durch grosse Armut – nur 11% der Böden konnten überhaupt landwirtschaftlich genutzt werden, der Rest war zu steil oder zu hoch gelegen.

Doch eben dieses karge und unzugängliche Gelände erwies sich als ein für die kulturökologische Forschung äusserst fruchtbares Terrain. Verließ doch gerade hier, zwischen den kaum eine halbe Stunde Fussweg auseinanderliegenden Dörfern St. Felix und Tret, jene sich quer durch die Alpen ziehende kulturelle Wasserscheide, welche die mediterrane Welt des Südens von der transalpinen Kultur des Nordens trennt: Deutsch – in Gestalt des Tiroler Dialekts – war die Sprache in St. Felix, ladinisch, eine Spielart des Rätoromanischen, im benachbarten Tret. Aber auch sonst hätten die beiden Dörfer verschiedener kaum sein können: Bot sich St. Felix als Streusiedlung dar, mit einer ausge-

prägten Tradition lokaler Autonomie und Selbstverwaltung, so war das romanische Tret ein klassisches Haufendorf und weitaus stärker abhängig von einer zentralisierten Bürokratie. Andere Gegensätze ergaben sich erst bei näherem Hinsehen: Hielt man in St. Felix zäh an der Unteilbarkeit der Höfe fest, so kannte man in Tret seit alters her nur deren Aufteilung unter eine Vielzahl geschwisterlicher Erben. Dem entsprachen grundverschiedene Muster von Arbeitsteilung und sozialen Beziehungen: Hier Fixierung auf bäuerliche Autarkie, bei eher kühlem Verhältnis zu Verwandten und Nachbarn, dort mehr «soziale Wärme», gegenseitige Hilfe und auch intensivere Kontakte. Unterschiede fanden sich selbst in den subtilen Formen alltäglichen Lebens: Gingen die St. Felixer bei der Prozession im Gleichschritt, gab man hier viel auf die (fast paramilitärische) Tradition der eigenen Feuerwehr, so hatten die romanischen Nachbarn für derlei kaum mehr als ein mildes Lächeln übrig.

Trotz vergleichbarer klimatischer und ökologischer Bedingungen fanden Cole und Wolf also auf engstem Raum völlig gegensätzliche kulturelle Traditionen und Muster. Das führt zum ökologischen Thema des Buches, der Frage nämlich, «wie kulturelles Erbe und (lokale) Umwelt miteinander in Beziehung stehen». Wenn Boden und Erträge nie ausreichen, die vorhandene Bevölkerung zu ernähren – wie wird dann entschieden, wer zur «dörflichen Kernbevölkerung» gehören soll, wer als Marginalisierter eine prekäre Existenz zwischen Abhängigkeit vom Dorf und auswärtigem Zuerwerb führen und wer gar auf Dauer ab- bzw. auswandern muss? Welches sind mithin die sozialen Mechanismen, die das stets prekäre «Verhältnis zwischen nutzbaren Ressourcen und lokaler Bevölkerung» regulieren? Damit rücken Ideologie und Praxis der Erbfolge sowie die Frage nach Ehe, Heiratsalter bzw. erzwungener Ehelosigkeit in den Mittelpunkt. Die Auswanderung als ein weiteres Ventil zur Regulierung des Bevölkerungsdrucks wird nur als Kehrseite der durch diese bewirkten Selektion gesehen – mit freilich bedeutenden Unterschieden: Fanden im vergangenen Jahrhundert vier von fünf verheirateten Männern ein Auskommen im Dorf, so mussten zwei Drittel aller Frauen auswandern, vor allem jene, die unverheiratet blieben. In Tret war der Druck zur Auswanderung zudem deutlich stärker als in St. Felix.

Natürlich haben solche Unterschiede auch mit «Ethnizität» zu tun, dem zweiten grossen Thema dieses brillanten Buches. Ethnische Unterschiede werden hier nicht einfach vorausgesetzt, sondern als Produkt und Instrument historischer Kräfte wie auch als politisch-ideologisches Konstrukt entfaltet. An diesem Punkt nun wird vollends deutlich, mit wieviel Bedacht die Autoren gerade diese beiden Dörfer ausgewählt haben: Zählten diese nämlich bis 1918 zum österreichischen Kronland Tirol-Vorarlberg, so gerieten sie nach dem Zerfall des Habs-

burgerreiches unter die Fittiche des faschistischen Italien, das bald mit allen Mitteln die «italianità» in der Region förderte, die deutschen Südtiroler und damit die Bewohner von St. Felix jedoch zu einer immer stärker unterdrückten Minderheit machte. Die Frage nach «Ethnizität» weist so gerade den oberen Nonsberg als eine Zone intensiver Konflikte aus, in welcher Bildung und Scheitern des Nationalstaates ebenso gut studiert werden können wie die Verwerfungen und Grenzen des europäischen Nationalismus. Ethnische Unterschiede und deren Betonung – dies ein wichtiges Ergebnis – haben zwar stets eine Rolle im Kampf um knappe Ressourcen gespielt. Doch erst das 19. Jahrhundert hat solche Unterschiede nationalistisch aufgeladen und damit die Region dem Sog widerstreitender Interessen ausgesetzt: Die deutsche Einheitsbewegung sowie grossdeutsche und pangermanische Bestrebungen im Norden wie auch die erwachende italienische Nationalbewegung im Süden schufen neue Polarisierungen, die das bis dahin gültige Modell ethnischer Koexistenz auf Dauer in Frage stellten.

In der Zusammenschau von Ökologie und Ethnizität erst wird auch nachvollziehbar, warum beide Dörfer nach 1945 so unterschiedlich auf die Herausforderungen einer sich rapide entfaltenden Marktgemeinschaft reagiert haben: Wird St. Felix wie das ländliche Südtirol unter dem kulturellen Druck der Italianisierung «bäuerlicher als je zuvor», verteidigt man dort die eigene landwirtschaftliche Zukunft als Ausdruck einer deutschen, «Tiroler» Identität, so führen Industrialisierung und wachsende Konsumorientierung in Tret sehr viel schneller zur Auflösung dörflicher Strukturen wie auch zum Bedeutungsverlust der ladinischen Kultur.

Cole und Wolf sehen in solchen Unterschieden den fernen Widerschein des kulturellen Gegensatzes zwischen dem «germanischen Modell der autonomen Organisation ländlicher Siedlungen» und dem «lateinischen Modell, das Dörfer im Umkreis eines Zentrums von diesem abhängig macht» – das Ergebnis mithin eines Kontrasts zwischen «mediterranen und transalpinen Urbanisierungsmustern». Bleibt die Frage, warum diese längst als Klassiker anerkannte und für den gesamten Alpenraum beispielhafte Studie mehr als 20 Jahre auf eine Übersetzung warten musste. Das hat, wie Reinhard Johler in einem instruktiven Nachwort betont, durchaus mit dem Gegenstand selbst und den Traditionen seiner Erforschung zu tun: Eine moderne historisch-anthropologisch orientierte Wissenschaft von der Gesellschaft, die ethnisch-kulturelle Grenzen erklären und damit für beide Seiten verstehbar machen wollte, passte nicht in das Konzept einer sich «ländlich-volkstümlich» gerierenden Volkskunde, die gerade im deutsch-italienischen Nationalitätenkonflikt Sprachgrenzen als «nationales Kampfgebiet» auffasste, auf dem «Territorien auch wissenschaftlich <gewonnen> oder <verloren> werden konnten, in jedem Falle aber durch Untersuchungen behauptet

werden mussten». Wohl nicht zufällig erscheint dieses Buch in einer deutschen (und italienischen) Ausgabe erst jetzt – zu einem Zeitpunkt, da nach dem Beitritt Österreichs zur EU dessen noch so junge Grenze zu Italien merklich an Bedeutung verliert.

Werner Trapp